

Die Natur: ein Produkt der Gesellschaft

Hitzler, Ronald

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hitzler, R. (1990). Die Natur: ein Produkt der Gesellschaft. *Liberal - Vierteljahreshefte für Politik und Kultur*, 32(4), 6-8.
<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-57279>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

fehlen sich aber auch als zukünftige »Nicht-Regierungs-Organisationen« mit Einsatzmöglichkeiten in Entwicklungsländern. Soweit sie Kontakte zu ähnlich interessierten Gruppen in Polen, CSFR, Ungarn und anderen haben, können sie ein wichtiges Bindeglied für die Umstellung auch in diesen Ländern und ihre Einbeziehung in eine weltweite Solidargemeinschaft sein.

So vieles für ein Zusammengehen und Nutzbarmachen der Erfahrungen auch auf dem Gebiet der Entwicklungszusammenarbeit spricht, so wenig sind Illusionen über Umfang und schnelle Wirksamkeit angebracht. Dazu ist das Potential der Länder Osteuropas zu gering sowie ihre eigene Nachfrage nach Unterstützung zu groß. Dennoch muß auch bei den Menschen, denen hinter einem eisernen Vorhang von zynisch sich selbst bedienenden Führern Solidarität gepredigt wurde, die niemals zu praktizieren war, das Bewußtsein für die Größe und die Unteilbarkeit der »Einen Welt« wachsen, wenn sie nicht in ihren eigenen Problemen versinken wollen. Am Westen ist es, vorhandenen Sachverstand und guten Willen zu ermuntern und zur Tat zu bringen. ■

Die Natur: Ein Produkt der Gesellschaft

Ronald Hitzler

Die Sehnsucht nach dem »Natürlichen«

Kaum etwas erscheint dem sogenannten gesunden Menschenverstand so selbstverständlich wie die Gewißheit, daß es »Natürliches« gibt einerseits und »Künstliches« andererseits, daß Technik, daß Zivilisation in irgendeinem spannungsreichen Verhältnis steht zu Natur, zu Wildnis. Den gesunden Menschenverstand irritieren-derweise allerdings verläuft die Unterscheidung zwischen »Natürlichem« und »Sozialem« in ande-

ren Kulturen durchaus anders als in unserer eigenen, denn »Natur« ist *keine* eigenständige, menschenunabhängige Realität, sondern selber eine historisch relative *gesellschaftliche Konstruktion*.

Der durchaus nicht neuen, aber neuerdings wieder besonders viel propagierten Aufforderung an den Zivilisationsmenschen, zu einer »natürlichen« oder zumindest »natürlicheren« Lebensweise zurückzukehren, liegt unter anderem die Vorstellung zugrunde, die Menschheit habe sich im Laufe ihrer Geschichte der Natur immer mehr »entfremdet«, früher hätten die Menschen also »natürlicher« gelebt, noch früher seien sie nicht nur mehr oder weniger »eins« *gewesen* mit der Natur, sie hätten sich auch als »eins« mit der Natur *verstanden*. Dies mag in mancher Hinsicht durchaus stimmen, wenn wir unsere *heute* gültigen Maßstäbe zugrundelegen, in manch anderer Hinsicht gilt es hingegen durchaus *nicht*. Kurz: Es kommt darauf an, was wir meinen, wenn wir von »natürlichem«, von »naturnahem«, von »naturverbundenem« Leben sprechen.

Die künstliche Ordnung der »Naturvölker«

Als »Naturvölker« bezeichnen wir in der Regel solche Populationen, deren Lebensweise – insbesondere aufgrund ihrer werkzeugtechnischen Entwicklung – als wesentlich durch natürliche Gegebenheiten beeinflusst, ja bestimmt gilt, Populationen also, die sozusagen »unmittelbarer zur Natur« leben. Aber diese Auffassung ignoriert, daß Wirklichkeiten, in denen Menschen wann und wo auch immer *gemeinsam* leben, *gesellschaftlich* konstruiert sind aus dem sozial vorhandenen *Wissen* über sie:

Bei sogenannten »Naturvölkern« sind soziale Ordnungen anders organisiert als in modernen Gesellschaften. Sie schließen (mehr oder minder) den gesamten Kosmos mit ein: Phänomene, die unserem Verständnis nach der »Natur« zugehören, werden in soziale Gruppierungen einbezogen und mit diesen im Sinne *verwandtschaftlicher Beziehungen* identifiziert (zum Beispiel Tiere, Pflanzen, Berge, Flüsse, aber auch Jahreszeiten, Himmelsrichtungen und so weiter). Eine Verwandtschaft besteht im archaischen Denken also nicht nur aus Menschen, sondern aus vielem anderen mehr. Das aber bedeutet, daß es wenig Sinn macht, von einer vorgängigen »natürlichen« Ord-

nung zu sprechen, die sich der Mensch beobachtend aneignet und dann auf sein Zusammenleben mit anderen Menschen überträgt. Vielmehr beziehen die sogenannten ›Naturvölker‹ Phänomene in ihre je gültige Sozialordnung mit ein, die nach *unserem* Verständnis einer anderen Ordnung unterliegen.

Manches, was nach unseren Kriterien der *Naturwelt* angehört, wird in diesen Kulturen der *Sozialwelt* zugeordnet – sozusagen als ›entferntere Verwandtschaft‹. Dafür wird manches, was nach unseren Kriterien zur Sozialwelt zu zählen ist (zum Beispiel Fremde beziehungsweise Fremdartige), dem zugeschlagen, was dort dem entspricht, was *wir* vielleicht wieder als ›Natur‹ oder als ›Wildnis‹ bezeichnen würden.

Die ›sündige Natur‹ im Menschen

In Gesellschaften, die von Hochreligionen geprägt sind, hingegen gilt als Natur das, was göttlicher Ratschluß dem Menschen zur Linderung seiner irdischen Not beigesellt hat, was zum Nutzen und Frommen des Menschen geschaffen ist und was der Mensch mithin zwar einerseits als Ausdruck, als Symbol göttlicher Schöpfung und Gnade zu bewahren hat, wodurch er sich andererseits aber nicht von seiner Hinwendung zum Göttlichen ablenken lassen darf. Über die Natur, als deren Beherrscher und Behüter, ist der Mensch nicht ›als Mensch‹ gestellt, sondern als *gläubiger* Mensch. Der Mensch, der der göttlichen Gnade nicht teilhaftig ist, ist auch kein moralisch relevanteres Gegenüber als etwa ein (als seelenlos gedachtes) Tier. Er ist unerlöste Natur, schiere Wildnis.

Und da zum Beispiel im christlichen Denken letztlich ohnehin nur die Seele ›zum Himmel zu springen‹, der Körper des Menschen aber sich nicht zu lösen vermag aus dem Kreislauf der Natur und aus seinen ›natürlichen‹ (das heißt sündhaften) Bedürfnissen, ist die Kasteiung, die Peinigung des Leibes eine gesellschaftlich anerkannte Form, die Differenz zwischen Natur und Kultur auch *im* Menschen zu markieren. Wenn nämlich die Erlangung des ewigen Seelenheiles oberste Priorität hat, dann ist die von uns heutzutage als so ›barbarisch‹ angesehene Tortur des Fleisches eine mindestens ebenso plausible und ›humane‹ Therapie wie viele aktuelle Formen der psychischen ›Bearbeitung‹ von Abweichlern, bei denen

es ja ebenfalls darum geht, sie in das zu reintegrieren, was wir als normales, geordnetes, soziales Miteinander betrachten.

Die ›nützliche‹ und die ›schöne‹ Natur

Heutzutage nun neigen wir dazu, ›Natur‹ als eine Gegebenheit ›an sich‹ zu betrachten, als eine in sich selbst begründete ›Gegenwelt‹ expandierender Zivilisation. Dies bedeutet aber keineswegs, daß wir modernen Menschen ›Natur‹ nur noch als das Insgesamt unserer Ressourcen begreifen würden. Im Gegenteil: Erst in der Moderne entwickelt sich der Blick und der Sinn für eine nicht-verweisende *Schönheit* der Natur, entwickelt sich so etwas wie eine immanente Natur-Mystik und Natur-Ästhetik. »Narzissen und die Tulipan, die ziehen sich viel schöner an als Salomonis Seiden« zeugt in diesem Sinne ebenso von modernem Bewußtsein wie »Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert; es kommt darauf an, sie zu verändern«.

Die rationale Ausbeutung dessen, was wir als *nutzbare* ›Natur‹ aus dem Bereich des für uns moralisch Relevanten ausgrenzen, und die sentimentale Verklärung dessen, was wir als *schützenswerte* ›Natur‹ wiederum aus der ausgegrenzten Natur heraus in den Bereich des moralisch Relevanten rückgliedern und damit sozusagen ›resakralisieren‹, diese rationale Ausbeutung und diese sentimentale Verklärung sind *beide* legitime Konsequenzen dessen, daß der moderne Mensch sich als zuständig für sich und seine Welt begreift.

Die ›menschenfreundliche‹ Natur

Neuerdings nun kommt es aufgrund dieser (vermeintlichen) Zuständigkeit zu einer zunehmenden Polarisierung zwischen *den* Menschen, die eher technisch-hedonistisch (sozusagen auf ein elektronisches Schlaraffenland hin) und *den* Menschen, die eher ökologisch-integrativ (sozusagen auf den Mutter-Erde-Mythos hin) orientiert sind. Und es sieht im Hinblick auf diese Konfliktlinie derzeit so aus, daß wir eben *keine* allgemeinverbindlichen Gesamtlösungen erwarten können, sondern daß wir recht oder schlecht mit einer Vielzahl nicht sonderlich gut koordinierter Teil-Maßnahmen und halbherziger Kompromisse werden *miteinander* leben müssen.

Gleichwohl scheint es den ›ökologiebewußteren‹ Teilen unserer modernen Gesellschaft zunehmend zu gelingen, sowohl rationale Ausbeutung als auch sentimentale Verklärung als Ausdruck unserer *Entfremdung* von der Natur zu etikettieren und immer hörbarer darauf zu pochen, daß wir der Natur zur Wiederherstellung ihres als ihr immanent unterstellten und von uns zerstörten oder zumindest irritierten ›Gleichgewichts‹ verhelfen.

Mit dieser ›Natur‹, deren Renaissance es demnach nunmehr im Sinne einer kollektiven ›Hebammenpflicht‹ zu sichern und zu unterstützen gilt, ist allerdings fast ausschließlich eine ganz bestimmte, nämlich eine im wesentlichen menschenbezogene, ja menschenfreundliche ›Natur‹ gemeint; jene ›Natur‹ also, die, wie es im Werbespruch so schön heißt, zwar uns *nicht* brauche, die aber *wir* bräuchten. In derlei pädagogisierenden Naturverständnis aber ist jene ›andere‹ Natur zum Beispiel der großen Naturkatastrophen offenbar ebenso wenig mit-gedacht wie jene der kleinen, bakteriellen und viralen Krankheitserreger – um nur auf zwei sozusagen phänomenal antipodische Beispiele zu verweisen.

Um nicht mißverstanden zu werden: Es geht hier nicht darum, Zynismus gegen ein gegenwärtig allenthalben expandierendes Öko-Bewußtsein zu predigen. Es geht lediglich darum, daran zu erinnern, daß jede ›Natur‹, auf die wir uns – wie auch immer – beziehen, keine Gegebenheit ›an sich‹ ist, sondern eben eine soziale Übereinkunft: Natur ist von Nicht-Natur, Soziales ist von Nicht-Sozialem durchaus nicht allorts und jederzeit der gleichen ›Logik‹ folgend geschieden, denn jede ›natürliche‹ Weltordnung ist die *Folge* und nicht das Fundament gesellschaftlich akzeptierter Vorstellungen. Was ›Natur‹ ist, ist demnach keine ontologische Frage, sondern eine historisch-kulturelle. ■

verspätete nachricht

Ferenc Juhász

*ich las deine verse wieder, mein freund.
über manche zeile dachte ich lange nach,
aufmerksam blätterte ich in deinen büchern.
von tränen verschmiert – soll ich es leugnen? – ward
dein name.*

*ich sortierte nicht mehr (wie bei der herbstmusterung
die rekruten): dies ist stark, jenes schwach;
ich betrachtete das verstockte heer der buchstaben,
dein andenken, mein freund.*

*der saure verstand öffnete hier uralte flöze,
der zweifel erhebt sich, rasselt mit seinen aasflügeln:
er will unser geheimnis wissen.*

*wie der arzt auf rembrandts bild den sezierten
zeigst du uns die enthäutete welt.*

*wer weiß schon, wie viele tage, dumpfe fleißige nächte
du brauchtest, um zu begreifen, was du nun erklärst?
gebeugt über den leib, das bunte gekröse,
neben einem stinkenden öllicht, im keller, im stillen,
hast du traurig erforscht,
was versteckt ist im sprachlosen lehm.*

*es gibt dies also, wir sehen es, weil du es so wolltest;
aber bedeutet es hilfe und heilung?*

*es war nicht deine art, unsere schuld zu verhehlen;
aber heißt das schon erneuerung?*

*besitzt du worte, in denen wir zuhause sind,
reine worte, für alle verwünschungen geeignet?*

Ferenc Juhász, geboren am 16. August 1928 in Bia, lebt heute als Schriftsteller in Budapest. Für seine Lyrik wurde er mit dem Kossuth-Preis ausgezeichnet.

Die hier abgedruckten Gedichte sind dem Band »Gedichte« entnommen, der 1966 im Suhrkamp Verlag, Frankfurt, erschienen ist.